



Die Politik der Vaterschaft in West- und Ostdeutschland von 1945 bis 1980

Till van Rahden, Universität zu Köln (Till.van-Rahden@uni-koeln.de)

(Arbeitspapier für die 1. Tagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männerforschung: Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften, 1.-3. Februar 2001)

„Das, was man die ‚neue Frau‘ nennt, ist ein etwas verwickeltes Wesen; sie besteht mindestens aus einer neuen Frau, einem neuen Mann, einem neuen Kind und einer neuen Gesellschaft.“¹

[Im folgenden skizziere ich ein Forschungsvorhaben, an dem ich seit etwa einem Jahr arbeite. Aus Platzgründen habe ich die Fußnoten auf das Notwendigste reduziert. Bisher sind aus dem Forschungsvorhaben keine Publikationen hervorgegangen, mit Ausnahme des folgenden Literaturberichts: Vaterschaft, Männlichkeit und private Räume. Neue Perspektiven zur Geschlechtergeschichte des 19. Jahrhunderts, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 11. 2000, H. 3]

1. Forschungsstand und Forschungskontexte

„Die Vaterschaft hat eine lange Geschichte“, urteilte 1982 ein amerikanischer Familienhistoriker, „aber kaum Historiker gefunden“, die sich des Themas angenommen hätten.² Seither sind einige sozial- und kulturhistorische Arbeiten zur Geschichte der Vaterschaft in den USA, Frankreich, Großbritannien und den skandinavischen Staaten erschienen. Dennoch steckt die Erforschung der Geschichte der Vaterschaft, anders als die Geschichte der Mutterschaft, auch außerhalb Deutschlands noch in den Anfängen.

Während zur Geschichte der Frühen Neuzeit einige anregende Arbeiten vorliegen, gibt es zur Geschichte der Vaterschaft in Deutschland seit dem späten 18. Jahrhundert fast keine Studien - sieht man von wenigen Aufsätzen ab, welche die Geschichte der Vaterschaft im 19. Jahrhundert knapp skizzieren. Zudem beschränken sich diese Studien, besonders Dieter Lenzen's universalhistorischer Überblick, auf die Analyse von literarischen und normativen Texten. Wie der Sozial- und Wohlfahrtsstaat die Rolle von Vätern prägte und welche Bedeutung diese im Familienalltag spielten, gerät hierbei noch nicht einmal in den Blick. Obwohl Gisela Bock bereits vor zehn Jahren Forschungen über die Geschichte der Vaterschaft in Deutschland gefordert hat³, behandeln selbst Studien, deren Titel Gegenteiliges vermuten lassen, das Thema nur beiläufig. In seinem Aufsatz über „respektable Familienväter“ kommentiert etwa Josef Ehmer die Rolle des Vaters nur knapp, indem er darauf hinweist, daß sich die „respektable Arbeiterfamilie“ der Jahrhundertwende „durch eine dominierende Stellung des Familienvaters“ ausgezeichnet habe.⁴

¹ Robert Musil, Die Frau gestern und morgen, in: F. Huebner Hg., Die Frau von morgen, Leipzig 1929, 91-102, hier 91.

² J. Demos, The Changing Faces of Fatherhood. A New Exploration in Family History, in: S. Cath u.a. Hg., Father and Child, Boston 1982, 425-445, hier: 425.

³ G. Bock, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: GG 14. 1988, 364-391, bes. 381f.

⁴ Alle Familienangehörigen seien, lautet Ehmers blasse These, „von ihm abhängig gewesen, und umgekehrt wurde seine Fähigkeit, Frau und Kinder zu ernähren, zu einer steten Quelle männlichen Selbstbewußtseins“; ders., Vaterlandslose Gesellen und respektable Familienväter: Entwicklungsformen der Arbeiterfamilie im internationalen



Der Mangel an einschlägigen Studien überrascht besonders, weil eine Geschichte der Vaterschaft gleich für mehrere Forschungskontexte Erkenntnisgewinne verspricht. Sie gehört nicht nur zur Geschichte der Familie, sondern auch zur Geschichte der Männlichkeit, des Wohlfahrtsstaates und der Sozialpolitik sowie zur Geschichte der Verwissenschaftlichung des Sozialen.

Eine Geschichte der Vaterschaft bildet einen Teil der Geschichte der Männlichkeit, einem Forschungsfeld, das auch in Deutschland in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen hat—auch wenn Karin Hausen kürzlich noch einmal auf das „auffallend große Forschungsdefizit auf Seiten der Männergeschichte“ hingewiesen hat.⁵ Insbesondere die amerikanischen und englischen Männerstudien haben gezeigt, wie sich geschlechtsspezifische Identitäten und Geschlechterrollen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert verändert haben. Männergeschichte zielt darauf, „vermeintliche Selbstverständlichkeiten“ zu entschlüsseln und scheinbar „überhistorische Verhaltensmuster und ‘Geschlechterverhältnisse’“ zu verflüssigen und zu historisieren.⁶ Wie die Geschlechtergeschichte überhaupt, analysiert sie die Bedeutung der Geschlechterordnung für die Sozialstruktur, die alltägliche Praxis und das Selbstverständnis einer Gesellschaft. Die Bedeutung der Vaterschaft innerhalb einer Geschichte der Männlichkeit ist jedoch bisher kaum untersucht. Für einige zeitgenössische Beobachter war das Ideal der Männlichkeit ohne Vaterschaft undenkbar, und umgekehrt bedrohte Vaterlosigkeit die Männlichkeit in ihrem Kern. In der Nachkriegszeit etwa konstruierten viele Beobachter eine enge Verbindung von Männlichkeit und Vaterschaft. „Väterlichkeit ist verantwortete Männlichkeit“, verkündete eine konservative Stimme 1953, da sich in ihr „die Vollkommenheit des göttlichen Entwurfs“ zeige. Der ideale Vater stehe für eine höhere Form der Männlichkeit.⁷

Seit etwa 20 Jahren hat die Analyse der Wohlfahrts- und Sozialpolitik des modernen Interventionsstaates innerhalb der Geschlechtergeschichte an Bedeutung gewonnen. Aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive war der Wohlfahrtsstaat nicht nur eine Institution, um soziale Ungleichheit zu mildern oder in ihrer politischen Brisanz zu entschärfen, sondern auch ein Instrument der Sozialdisziplinierung, in dem sich die Geschlechter- und Familienordnung niederschlug. In alle sozialpolitischen Maßnahmen flossen Vorstellungen über die reale und die wünschenswerte soziale, rechtliche und kulturelle Stellung von Frauen und Männern, von Müttern und Vätern ein. „We have come to learn“, so Pat Thane, „how social policies ... are often shaped by ... normative assumptions about gender roles, in particular about the sexual division of labor and of social responsibility, with its primary assumption of female dependency on male earning power“.⁸ Während die geschlechtergeschichtliche Forschung sich zunächst darauf konzentrierte, den Wohlfahrtsstaat als einen der Eckpfeiler der patriarchalischen Gesellschaftsordnung zu analysieren, hat sich in den letzten Jahren das Interesse dahin verschoben, welche Rolle Frauen beim Aufbau von Sozialsystemen spielten und welche Bedeutung der Wohlfahrtsstaat für eine emanzipatorische Geschlechter- und Familienpolitik eingenommen hat oder einnehmen könnte. Allerdings hat sich die Diskussion fast ausschließlich auf Frauen und Mütter konzentriert, die Bedeutung der Vaterschaft innerhalb der Sozial- und

Vergleich 1850-1930, in: H. Konrad Hg., Die deutsche und österreichische Arbeiterbewegung, Wien 1982, 109-153, hier 130.

⁵ K. Hausen, Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte, in: H. Medick u. A.-C. Trepp Hg., Geschlechtergeschichte und allgemeine Geschichte, Göttingen 1998, 15-56, hier 51.

⁶ U. Frevert, Männergeschichte oder die Suche nach dem ‘ersten’ Geschlecht, in: M. Hettling u.a. Hg., Was ist Gesellschaftsgeschichte? München 1991, 35.

⁷ G. Montesi, Die Austreibung des Vaters. Ein Exkurs über Autorität und Gewalt, in: Wort und Wahrheit 8. 1953, 1-4, hier: 2.

⁸ P. Thane, Vision of Gender in the Making of the British Welfare State, in: dies. u. Bock Hg., Maternity and Gender Policies. Women and the Rise of the European Welfare State 1880s-1950s, New York 1991, 93-119, hier 93.



Wohlfahrtspolitik und deren Einfluß auf die Rolle des Vaters innerhalb der Familie dagegen bisher weitgehend vernachlässigt.

Seit dem Beginn einer intensiven sozialwissenschaftlichen Debatte über „Vaterlosigkeit“ und „Väterlichkeit“ in den frühen 1950er Jahren bildet die Geschichte der Vaterschaft auch einen Teil der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ (Lutz Raphael).⁹ Allerdings entdeckten Experten den Vater als besonderen Untersuchungsgegenstand erst in der Nachkriegszeit, obwohl sie bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts über die Familie und seit der Jahrhundertwende über „Mütterlichkeit“ debattiert hatten. Zwar hatte auch die ältere Erziehungs- und Eheberatungsliteratur die Rolle des Vaters in der Familie erörtert, doch entwickelte sich erst in den 1950er Jahren eine humanwissenschaftliche – vor allem von Soziologen und Psychologen getragene - Expertenkultur über den Vater. Sozialwissenschaftliche Konzepte, Thesen und Diskurse fanden dabei zunehmend Eingang in die staatliche Familien- und Sozialpolitik sowie in die Beratungsliteratur. Aber auch die Öffentlichkeit nahm interessiert zur Kenntnis, was Experten über Väterlichkeit und die „vaterlose Gesellschaft“ zu sagen hatten, zumal prominente Vertreter der Expertenkultur gezielt auch außerhalb von wissenschaftlichen Fachzeitschriften publizierten. Besonders der Familiensoziologie kam in der Nachkriegszeit eine zentrale Rolle zu, und ihre Vertreter inszenierten sich als Berater der staatlichen Sozialpolitik, Helmut Schelsky wurde gar zum „Stichwortgeber des Zeitgeistes“.¹⁰ Einer „der Kernpunkte unserer Bemühungen um eine soziale Neuordnung“ müsse, so Schelsky bereits 1950, die familiensoziologisch informierte „Besinnung auf die einer deutschen Familienpolitik zu stellenden Ziele sein“. Dabei könnten sich Soziologen nicht auf werturteilsfreie Forschung beschränken. Vielmehr bestünde „die vornehmste praktische Aufgabe einer Familiensoziologie“ darin, die „Familie und ihren Bestand als Wert und Ziel, als sozial-moralische Leitidee einer Sozialpolitik und darüber hinaus einer Wirtschafts- und Staatsbürgergesinnung überhaupt zu erweisen“.¹¹ Allerdings waren die Väter nicht einfach passive Objekte der Verwissenschaftlichung des Sozialen, die die Ratschläge der Experten ungefragt umzusetzen hatten. Auch hier darf man wohl den „Eigensinn“ der Väter nicht unterschätzen. Möglicherweise kam innerhalb des Verhandlungsprozesses zwischen der Expertenkultur und dem väterlichen Eigensinn der Unterhaltungskultur eine zentrale Rolle zu. Nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Unterhaltungsliteratur, der Film und seit Mitte der 1950er Jahre dann auch das Fernsehen entdeckten den „Vater“. Dabei trug die Unterhaltungskultur einerseits zur Verwissenschaftlichung des Sozialen bei, insofern sie sich bemühte, das Expertenwissen in ihre Erzählmuster miteinzubeziehen. Andererseits entschieden über den Erfolg eines Unterhaltungsproduktes nicht die Experten, sondern die Konsumenten, also auch die Väter selbst.

2. Forschungsziele

Innerhalb der deutschen Geschichte des 20. Jahrhundert kommt der Vaterschaft ein zentraler Ort zu, da sie sich im Schnittpunkt von Geschlechter- und Familienbeziehungen und in der Grauzone zwischen der Privatsphäre und dem staatlichen Handeln befand. Vaterschaft war eine Erfahrung, die viele Männer machten, und, besonders in der Nachkriegszeit, ein wichtiges Symbol im Selbstverständnis der deutschen Gesellschaft. Das Verhältnis zwischen dem staatlichen Handeln

⁹ L. Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: GG 22. 1996, 165-193. Auch wenn Raphael den Beginn der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ auf die letzten beiden Dekaden des 19. Jahrhunderts datiert, betont er, es habe nach dem Zweiten Weltkrieg „wichtige Beschleunigungseffekte“ gegeben, etwa durch den Einfluß der amerikanischen Humanwissenschaften (ebd., 186f.).

¹⁰ K.-S. Rehberg, Hans Freyer, Arnold Gehlen, Helmut Schelsky, in: D. Kaesler Hg., Klassiker der Soziologie Bd. 2: Von Talcott Parsons bis Pierre Bourdieu, München 1999, 72-104, bes. 87f.

¹¹ H. Schelsky, Die Aufgaben einer Familiensoziologie in Deutschland, in: KZfSS N.F. 2. 1949/50, 219-247, hier 246f.



und dem Alltagsleben sowie der Gegensatz zwischen den politischen Institutionen und der Privatsphäre werden als historisch wandelbar begriffen. Eine Geschichte der Vaterschaft verdeutlicht, wie sich die Grenze zwischen Privatheit und Öffentlichkeit verschoben hat, indem sie fragt, welche Aspekte der Vaterschaft politikfähig waren und welche als Teil einer „natürlichen“ Geschlechterordnung galten. Aufgrund dieser Vielschichtigkeit trägt das Forschungsvorhaben auch zur Suche nach einer neuen Politikgeschichte bei, indem es sozial-, kultur- und geschlechtergeschichtliche Ansätze verbindet.

Das Forschungsvorhaben konzentriert sich auf die Geschichte der Vaterschaft in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von den späten 1940er Jahren bis in die späten 1970er Jahre. Aufgrund der Abwesenheit vieler Väter in der Kriegs- und Nachkriegszeit zogen Mütter ihre Kinder oft vorübergehend oder dauerhaft ohne Vater auf. Gleichzeitig setzte eine umfassende Diskussion über die Rolle von Vätern innerhalb der Familie und ihre Bedeutung für die Gesellschaftsordnung insgesamt ein. Der Vergleich zwischen der Bundesrepublik und der DDR ermöglicht es, Veränderungen der Familien- und Sozialpolitik, von Vaterschaft als kultureller Norm und der Rolle von Vätern im Familienalltag zu analysieren und das Wechselverhältnis dieser drei Analyseebenen zu untersuchen. Da es bisher keine Studien zur Geschichte der Vaterschaft in Deutschland im 20. Jahrhundert gibt und eine Geschichte der Vaterschaft in den beiden deutschen Staaten ohne ihre Vorgeschichte unverständlich bleiben muß, soll die Ebene der staatlichen Familienpolitik und der kulturellen Normen und Leitbilder auch für die Zeit der Weimarer Republik und des „Dritten Reiches“ mit einbezogen werden. Insofern versucht das Forschungsvorhaben auch, die Epochengrenzen von 1933 und 1945/49 zu überschreiten, und sowohl die Brüche als auch die Kontinuitäten in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhundert zu untersuchen.

Das Forschungsvorhaben soll erstens untersuchen, wie im Laufe des 20. Jahrhunderts, besonders seit dem Zweiten Weltkrieg, in Deutschland neue Formen der Vaterschaft an die Stelle des patriarchalischen Vaters des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts traten. Nach den bisherigen Forschungen kann man davon ausgehen, daß der abwesende und distanzierte bürgerliche Familienvater der Jahrhundertwende nur ein Schattendasein im Leben seiner Kinder führte. Je mehr sich die Familie als Ort der Emotionalität und Geborgenheit etablierte und sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Geschlechtercharaktere polarisierten, desto weiter rückte der Vater an die Peripherie des Familienlebens. Trotz seiner physischen Abwesenheit und emotionalen Marginalität war der Vater aber im Familienleben aufgrund der ihm vom Staat verliehenen patriarchalischen Macht gegenwärtig. Zwischen den späten 1950er und den späten 1970er Jahren entwickelte sich jedoch ein neues Verständnis von Vaterschaft, das sich in dem Begriff der „Neuen Väterlichkeit“ verdichtete. Immer mehr Väter begannen, eine aktive Rolle im Familienalltag und bei der Pflege und Erziehung der (Klein-)Kinder zu spielen. Emotionalität und Zärtlichkeit, die liebevolle Sorge um Säuglinge, Kleinkinder und Kinder, galten jetzt nicht mehr als Zeichen der „Verweiblichung“ des Mannes, sondern als Teil einer „Sanften Männlichkeit“.

Zweitens analysiert das Forschungsvorhaben die zunehmende Pluralisierung des Vaterbildes und der möglichen Vaterrollen. Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein herrschte das monolithische Bild des heterosexuellen, verheirateten und zumeist christlichen Vaters als Kopf der bürgerlichen Familie vor - eine Vorstellung, die auch Arbeiterfamilien oft übernahmen. Seit der Mitte der 1950er Jahre löste sich jedoch das monolithische Vaterbild zunehmend auf. An seine Stelle traten unterschiedliche Vaterbilder. Die Zahl der geschiedenen und alleinerziehenden Väter, der Stiefväter und unverheirateten Väter, der türkischen und homosexuellen Väter nahm zu. Je mehr ihre Zahl wuchs, desto schwieriger wurde es möglicherweise für Anhänger der patriarchalischen Familie, Väter, die vom Ideal des verheirateten und heterosexuellen Familienvorstandes abwichen, als deviant und moralisch minderwertig zu stigmatisieren.



3. Forschungspragmatik: Der Staat und das Recht, das Vaterbild und die soziale Praxis

Das Forschungsvorhaben untersucht drei Aspekte der Geschichte der Vaterschaft in Deutschland zwischen 1945 und 1980: erstens den staatlichen und rechtlichen Rahmen, zweitens das normative Bild des Vaters und der Väterlichkeit und drittens Vaterschaft als soziale Praxis im Familienalltag. Da alle drei Untersuchungsebenen miteinander verschränkt sind, gilt es besonders, ihre Wechselwirkungen zu untersuchen.

Das Forschungsvorhaben analysiert erstens die Bedeutung der Sozial- und Wohlfahrtspolitik für die Stellung des Vaters innerhalb der Familie und der Geschlechterordnung. Im Vordergrund steht die Untersuchung des Wohlfahrts-, Arbeits-, Familien- und Sorgerechts und ihrer Umsetzung. Wann wurde der Vater zum Objekt der Wohlfahrts- und Sozialpolitik des Interventionsstaates und welche Bedeutung maß der Staat dem Vater innerhalb der allgemeinen Gesellschafts- und Geschlechterordnung zu? Es geht dabei um öffentliche und parlamentarische Debatten über diese Bereiche und um den Einfluß von Gesetzgebung, staatlicher Politik und Tarifpolitik auf die Handlungsmöglichkeiten von Vätern, Müttern, Töchtern und Söhnen.

Zweitens untersucht das Projekt, wie sich das Bild des Vaters und der Vaterschaft in Deutschland im Laufe der Nachkriegszeit veränderte. Das besondere Interesse gilt hierbei dem Verhältnis von (populär-)wissenschaftlichen Debatten einerseits und dem Bild des Vaters in den Massenmedien und der Unterhaltungskultur andererseits. Dabei ist nachzuzeichnen, mit welchen normativen Erwartungen Väter sich konfrontiert sahen, und welcher Bedeutung der Vaterschaft für die Definition von Männlichkeit und für den Übergang vom jungen, potentiell „halbstarken“ und bedrohlichen, zum erwachsenen und „verantwortungsbewußten“ Mann zukam. Gleichzeitig war Vaterschaft ein vielschichtiges politisches Symbol, in das Vorstellungen über Männlichkeit, patriarchalische Geschlechterverhältnisse, politische Ordnungsmodelle und Utopien sowie die nationale Identität eingingen. Auch eine Geschichte der Vaterschaft steht dabei, wie die Geschlechter- und Männergeschichte überhaupt, vor einem grundsätzlichen Dilemma, besonders wenn man versucht, die Weimarer Republik und das Dritte Reich als Vorgeschichte und Vergleichsfolien noch zu berücksichtigen. Einerseits läuft sie Gefahr, ein monolithisches Klischee von Väterbildern- und -rollen zu zeichnen, besonders, wenn sie zu skizzieren versucht, wie sich Vaterschaft als kulturelles Muster und als soziale Praxis über einen langen Zeitraum hinweg veränderten. Am Beispiel des „Machismo“-Konzeptes hat der Anthropologe Matthew Gutmann gezeigt, wie sich „allgemein akzeptierte Verallgemeinerungen über männliche Identität“ zu „ausgemachten Stereotypen“ verdichten. Tatsächlich aber sei „Männlichkeit“ als kulturelles Konstrukt und als soziale Praxis „subtiler, vielfältiger und offener“ als oft angenommen wurde.¹² Andererseits kann man nicht auf Generalisierung und Abstraktion verzichten, wenn man den historischen Wandel von Vaterbildern und -rollen untersuchen will, ohne vor deren Vielfalt und Offenheit zu kapitulieren.

Drittens analysiert das Forschungsvorhaben, wie sich die Rolle von Vätern im Familienalltag veränderte. Am Beispiel von Wiener Arbeiterfamilien zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat Reinhard Sieder gezeigt, wie lohnend es ist, die alltäglichen Rituale der Macht zu untersuchen. Dieser Bereich bildet methodisch die größte Herausforderung. Die Frage nach der Beteiligung von Vätern an der familialen Arbeit kann deshalb nur annäherungsweise beantwortet werden. Hier gilt es zu fragen, in welchem Maße Väter sich an der familialen Arbeit beteiligten. Wie weit übernahmen sie die möglicherweise eintönige und anstrengende Aufgabe, die Kleinkinder und Kinder großzuziehen? Ist der neue, emotionale und zärtliche Vater vor allem ein „Medienereignis“ (Andreas Hoff), eine Erfindung der Massenmedien und der Unterhaltungskultur, um der feministischen Kritik an der patriarchalischen Familie ein heiles

¹² M.C. Gutmann, *The Meanings of Macho. Being a Man in Mexico City*, Berkeley, CA 1996, 12 u. 24 („more subtle, diverse, and malleable“); siehe auch ebd., 52.



Familienideal des postemanzipatorischen Zeitalters entgegenzusetzen? Oder hat die Rolle des Vaters bei der alltäglichen Pflege und Erziehung der Kleinkinder und Kinder seit den 1960er Jahren tatsächlich zugenommen?¹³ Inwieweit kümmerten sich Väter um die alltäglichen Bedürfnisse der (Klein-)Kinder? Welche Rolle spielten Emotionen und Zärtlichkeit in ihrem Verhältnis zu den Kindern? Fühlten Väter sich für die Hausarbeiten der Kinder verantwortlich? Sahen sich Väter als die oberste moralische Instanz, die Kinder lobte oder tadelte und ihnen Werte vermittelte? Welche Bedeutung maßen Väter für ihre Identität als Männer und Ehepartner ihrer Rolle bei der Erziehung der Kleinkinder und Kinder bei?

4. Zur Geschichte der Vaterschaft von 1920 bis 1980. Eine Skizze

Während der Weimarer Republik gab es hinsichtlich der Geschichte der Vaterschaft widersprüchliche Entwicklungen. Einerseits geriet das Ideal der bürgerlich-patriarchalischen Familie, das sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgesetzt hatte, zunehmend in die Krise. Die „Neue“, unabhängige und emanzipierte Frau, die unterschiedlichen Projekte der Familien- und Sexualreform und die radikale Frauenbewegung der Weimarer Republik formulierten unterschiedliche Kritik an der bürgerlich-patriarchalischen Familie. Viele Frauen und einige Männer lehnten die patriarchalische Geschlechter- und Familienordnung, die sich im Bürgerlichen Gesetzbuch niedergeschlagen hatte, ab und experimentierten mit alternativen Formen der Partnerschaft, etwa der „Kameradschaftsehe“, in der Männer eine aktive emotionale Rolle im Familienalltag spielen sollten.

Aber es gab auch gegenläufige Entwicklungen. Die Angst vor der Auflösung der väterlichen Autorität und der bürgerlichen Geschlechterordnung verband sich, insbesondere auf dem rechten politischen Spektrum, mit dem Traum von der glücklichen deutschen Familie, in der die von Erwerbsarbeit freigestellte Frau und Mutter den Familienalltag liebevoll gestaltete, während der Mann für den materiellen Lebensunterhalt sorgte. Daß sich besonders während der Massenarbeitslosigkeit in der Weltwirtschaftskrise diese Vorstellung zunehmend als illusorisch erwies, tat der Attraktivität dieser Traumwelt der geordneten Geschlechter- und Familienverhältnisse keinen Abbruch.

Obwohl das Ausmaß der Kontinuität von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus im Bereich der Sozial- und Wohlfahrtspolitik umstritten ist, liegt auf der Hand, daß die öffentliche Debatte über partnerschaftliche Formen der Elternschaft nach 1933 beendet war. Ein wichtiges Ziel der nationalsozialistischen Ideologie bestand darin, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zu verstärken und den Gegensatz von männlichen und weiblichen Rollen zu verschärfen. Die nationalsozialistische Familienpolitik versuchte, den Vater wieder zum alleinigen Ernährer der Familie zu machen und die väterliche Autorität zu stärken. Sowohl das Ehestandsdarlehen als auch der geplante Familienlastenausgleich konzentrierten sich auf den „Familienvater“, nicht die Mutter“.¹⁴ Es war wohl kein Zufall, daß in den späten 1930er Jahren eine intensive Debatte über die Rolle von Vätern einsetzte.¹⁵ Aus der Sicht der Nationalsozialisten sollte die Frau dem Ehemann genauso gehorchen wie das deutsche Volk dem „Führer“ zu folgen hatte. Gleichzeitig untergrub die nationalsozialistische Politik die väterliche Autorität, indem sie Institutionen schuf, die darauf zielten, Kinder weniger durch die Eltern, als durch staatliche Erziehungseinrichtungen wie die Hitlerjugend erziehen zu lassen. Konfligierten die Werte des Elternhauses und des Staates, waren die Kinder aufgefordert, ihre Eltern zu

¹³ A. Hoff, Die „Neuen Männer“. Wie sie vom Medienereignis zur Realität werden können, in: Freibeuter 29. 1986, 73-79.

¹⁴ G. Bock, im Nationalsozialismus. Studien zur Rassen- und Frauenpolitik, Opladen 1986, 171.

¹⁵ Siehe etwa: F. Ammann-Meuring, Moderne Väter, in: Eltern-Zeitschrift zur Pflege und Erziehung des Kindes 17. 1939, 73-76.



denunzieren. Zudem galt das Modell der nationalsozialistischen Vaterschaft nur für „arische“ Männer. Ausgeschlossen waren Juden und andere Männer, die dem deutschen „Volkskörper“ nicht mehr zugerechnet wurden. Da jüdische Männer zunächst am Rande, dann außerhalb der Rechts- und Gesellschaftsordnung standen, konnte ihre Autorität auch nicht mehr auf den patriarchalischen Strukturen beruhen.

Der Abstand zwischen dem normativen Vaterbild und der tatsächlichen Rolle von Vätern im Familienalltag war in den 1940er und 1950er Jahren besonders groß. Wegen des Todes oder der langjährigen Abwesenheit vieler Väter während der Kriegs- und Nachkriegszeit waren die Geschlechterverhältnisse insbesondere im Alltagsleben in Bewegung geraten. Am Ende des Krieges lebten zehn Millionen Männer weniger in Deutschland als 1939. Zeitgenössische Demographen diagnostizierten einen „starken Frauenüberschuß“. Unmittelbar nach Kriegsende waren in Westdeutschland 63% aller Zwanzig- bis Dreissigjährigen und 60% aller Dreissig- bis Vierzigjährigen weiblich. Der „Frauenüberschuß“ lag in der sowjetischen Besatzungszone sogar noch höher als in Westdeutschland. Im Jahre 1946 waren 67% aller Zwanzig- bis Dreissigjährigen weiblich, 1950 waren es immer noch 61%.

Wie Birthe Kundrus gezeigt hat erschütterte der Zweite Weltkrieg die Machtstellung des Vaters innerhalb der Familie noch stärker als der Erste. Erstens war zwischen 1914 und 1918 die Kriegsunterstützung für die vaterlosen Familien so knapp bemessen gewesen, daß viele Frauen froh waren, als ihre Männer nach dem Krieg ihre Rolle als Familienernährer wieder übernahmen. Im Zweiten Weltkrieg dagegen war der Familienunterhalt großzügig bemessen, um eine Wiederholung der Hungerunruhen der Jahre 1916 bis 1918 zu vermeiden. Frauen konnten also anders als im Ersten Weltkrieg nicht nur den Mangel verwalten, sondern dank des - zumindest bis 1944 - beträchtlichen Familienbudgets ihren Entscheidungsspielraum erweitern. Zweitens hatte die nationalsozialistische Sozialpolitik der Kriegsjahre anders als die Reichsleitung im Ersten Weltkrieg keine Rücksicht auf die Machtstellung des Vaters genommen. Während zwischen 1914 und 1918 die elterliche Gewalt in den Händen der Väter blieb, übertrug das nationalsozialistische Regime den Soldatenfrauen die Erziehungsgewalt über die Kinder, weil es sich selbst als Letztinstanz verstand. Oft litten die Heimkehrer unter ihren Erfahrungen im Krieg und der Gefangenschaft, taten sich schwer, in das „normale“ Leben zurückzukehren, und fühlten sich von ihren Frauen, Töchtern und Söhnen entfremdet. Viele Kinder, insbesondere in Arbeiterfamilien, wuchsen ohne Vater auf; in Darmstadt etwa kamen 1950 15% aller Schulkinder aus Familien, in denen der Vater tot, vermißt oder noch in Kriegsgefangenschaft war. In der westdeutschen Öffentlichkeit setzte eine intensive Debatte über „Vaterlosigkeit“, „alleinstehende“ Mütter, „Halbfamilien“ und „Mutterfamilien“ ein.

Statt den rechtlichen und politischen Rahmen der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft an die de facto Auflösung der patriarchalischen Familie anzupassen - was mit dem Grundgesetz von 1949 durchaus vereinbar gewesen wäre - versuchte die christdemokratische Regierung, die patriarchalische Familie soweit wie möglich wieder zu errichten. Aus ihrer Sicht war die „traditionelle“ Kleinfamilie, für deren Unterhalt allein der Vater und für deren Kinderpflege allein die Mutter verantwortlich war, eine tragende Säule einer natürlichen, gottgegebenen Gesellschaftsordnung. Indem sie an christliche Politikentwürfe aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert anknüpfte, pries sie die „bürgerliche“ Familie und eine eindeutige Geschlechterhierarchie als Garanten der Stabilität und als moralische Waffen im Kampf gegen die nationalsozialistische Vergangenheit und die neue kommunistische Bedrohung. „Rearming the West German military and rearming West German patriachs“, hat Robert Moeller argumentiert, „were both defenses against the same enemy“.¹⁶ Statt die Gleichberechtigung von

¹⁶ R.G. Moeller, *Protecting Motherhood. Women and the Family in the Politics of Postwar West Germany*, Berkeley 1993, 104.



Männern und Frauen innerhalb der Familie zu ermöglichen, wie es Frauenrechtlerinnen und Familiensoziologen gefordert hatten, schrieb das 1957 verabschiedete Familiengesetz die patriarchalische Geschlechterordnung fest, indem es den Vätern die entscheidende Autorität zuwies. Gemäß dem in §§ 1356 und 1360 verankerten Ideal der „Hausfrauenehe“ sollte der Mann durch seine Erwerbstätigkeit die Familie ernähren, die Frau dagegen „in der Regel durch die Führung des Haushalts“ zum Unterhalt der Familie beitragen. Der Wiederaufbau der deutschen Nachkriegsgesellschaft umfaßte nicht nur die staatliche und wirtschaftliche Ordnung, sondern auch den Wiederaufbau der väterlichen Autorität innerhalb der patriarchalischen Familie, in der Mütter für die Kinderpflege und -erziehung und die unbezahlte Hausarbeit zuständig sein sollten. Daß gleichzeitig der Anteil von berufstätigen Frauen in den 1950er Jahren von 26% auf 36% anstieg, die reine Hausfrauenehe also zunehmend zur Fiktion wurde, tat der Verbreitung dieses konservativ-christlichen Leitbildes keinen Abbruch. Einer Umfrage von 1964 zufolge, waren 75 Prozent der Männer und 72 der Frauen der Ansicht, die Frau gehöre ins Haus, besonders wenn Kinder zu versorgen seien.

Während der Gesetzgeber versuchte, die traditionelle Machtstellung des patriarchalischen Vaters wiederzubeleben, beschleunigte sich der Auflösungsprozeß des homogenen Vaterbildes. Mitte der 1950er Jahre setzte eine intensive und bis heute anhaltende Debatte über den „Vater“ ein, an der sich vor allem Soziologen, Psychologen und Theologen statt der früher vorherrschenden Juristen beteiligten. Anfangs fühlten sich deutsche Kommentatoren wie Helmut Schelsky dadurch herausgefordert, daß amerikanische Sozialwissenschaftler die patriarchalischen deutschen Familienstrukturen und besonders den autoritären Vater für den Aufstieg des Nationalsozialismus verantwortlich machten. Bald jedoch weitete sich die Debatte aus, und der „Vater“ wurde zu einem wichtigen Symbol in der allgemeinen Diskussion über soziale und kulturelle Auflösungserscheinungen der Nachkriegszeit und das Schreckbild der „modernen Massengesellschaft“. Im Geiste der popularisierten Totalitarismustheorie dienten sowohl die nationalsozialistische Vergangenheit als auch die Konkurrenzgesellschaft der DDR als Gegenbilder. Bereits 1953 warnte ein konservativer Kommentator, „der Vater“ sei „zu einer Art Verlegenheit geworden“ und habe inzwischen „die früher so beliebte Schwiegermutter als Witzblattfigur“ abgelöst.¹⁷ Den Kern dieses apokalyptischen Krisenszenarios einer „Welt ohne Vater“ bildete die „Vaterlosigkeit“.¹⁸ Die „Abwesenheit des Vaters ... bedeutet das Hinwegfallen eines natürlichen Gliederungs- und Ordnungsprinzips der Gesellschaft und zwar des wichtigsten“. „Wo Väter als Väter“ keinen Einfluß auf politische Entscheidungen nehmen könnten, „wird die Gesellschaft ... zur gestaltlosen Masse“. Die „Anhänger des Kollektivismus“ wollten daher „die ‘Vaterlosigkeit’ der Gesellschaft herbeiführen ... und darum sind sie die unerbittlichen Feinde des Vaters“.¹⁹ Vor dem Verlust der „Väterlichkeit“ warnte 1961 auch der protestantische Theologe Hans Schomerus. „Väterlichkeit“, betonte er, „ist kein bloßer Gefühlswert, sondern reale Ordnungsmacht in der Welt. Überall wo diese Ordnungsmacht zerbricht, gerät eine Welt aus den Fugen, nicht nur ein Herz“. In „gesunden und lebensfähigen Völkern“, fuhr Schomerus in der Sprache der Eugenik fort, ist „die Väterlichkeit in Ordnung ... , und wo sie außer der Ordnung gerät, wird auch das Volk krank bis hin zur Bedrohung seiner biologischen Existenz“.²⁰ Daß dieser Kulturpessimismus sich nicht auf konservative Intellektuelle beschränkte, zeigt das Beispiel des der Frankfurter Schule nahestehenden Sozialpsychologen Alexander Mitscherlich. Dieser warnte seit der Mitte der 1950er Jahre vor der „vaterlosen Gesellschaft“. In der arbeitsteiligen Industriegesellschaft sei es zum „Erlöschen des Vaterbildes“ gekommen. „Der hymnischen Verherrlichung des Vaters – und des Vaterlandes!“,

¹⁷ Montesi, Austreibung des Vaters, 1.

¹⁸ H.R. Müller-Schwefe, Die Welt ohne Vater, in: Evangelische Welt 7. 1953, 497-500.

¹⁹ Montesi, Austreibung, 4.

²⁰ H. Schomerus, Verlieren die Männer ihre Väterlichkeit?, in: Wege zum Menschen 13. 1961, 321-327, hier: 322.



diagnostizierte Mitscherlich, „folgt in der Breite ein ‚sozialisierter Vaterhaß‘, die ‚Verwerfung des Vaters‘, die Entfremdung und deren seelische Entsprechungen: ‚Angst‘ und ‚Aggressivität‘“.²¹

In der Debatte über die „Vaterlosigkeit“ schwang in den 1950er Jahren auch die Suche nach einer neuen Form der „sanften Männlichkeit“ mit, die das soldatische Kriegerideal ersetzen sollte, das von 1918 bis 1945 dominiert hatte. Daß es sowohl nach 1918 als auch nach 1945 zu einer Remaskulinisierung der Gesellschaft kam, darf nicht den Blick für die grundlegenden Unterschiede verstellen. Während im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik Väter zu Soldaten wurden, sollten in den 1950er Jahren die Soldaten zu Familienvätern werden. In der Weimarer Republik basierte die Autorität des Mannes nicht mehr auf dessen Vaterrolle, sondern auf dessen Fähigkeit zum soldatischen Heldentum. Dieses militaristische Kriegerideal zeigte sich in den Männerbünden ebenso wie in der Todesartistik der Nachkriegszeit. Während mit dem Untergang des Nationalsozialismus das soldatische Kriegerideal der harten Männlichkeit verblasste, ging mit der Rückkehr in die Bürgerlichkeit eine Remaskulinisierung im Zeichen der sanften Männlichkeit einher. Ihr Symbol war der Vater, nicht der Krieger. Seine Aufgabe war es nicht, für den „Lebensraum“ des Volkes zu töten, sondern ein „wohlgeordnetes und verantwortungsbewußtes Familienleben“ zu garantieren. „West Germans sought sexual stability in the 1950s,“ hat Robert Moeller kürzlich argumentiert, „by discovering new types of men, loving fathers and sons for whom families, not the nation, came first“.²²

Im Gegensatz zu den restaurativen Tendenzen in der Familienpolitik der Bundesrepublik betonte die DDR, die Gleichberechtigung der Frau rechtlich durchgesetzt und praktisch verwirklicht zu haben. Ähnlich wie die westdeutsche hatte auch die ostdeutsche Presse, vor allem die Zeitschriften der „bürgerlichen“ Parteien, in der unmittelbaren Nachkriegszeit zunächst die „zerstörte Familie“ beklagt und die „Wiedergesundung“ der Familie gefordert. Diese bilde das „Fundament“ der Gesellschaft, weil sie etwa mit „Arbeitsmoral, Sittlichkeit, Erziehung, Eigentum“ in „ursächlicher Verbindung“ stände. Spätestens mit der Gründung der DDR setzte jedoch eine eigenständige ostdeutsche Familienpolitik ein, die darauf zielte, möglichst vielen Frauen die Erwerbstätigkeit zu ermöglichen, die Bedeutung staatlicher Institutionen für die Kindererziehung auszuweiten und - wie in der Sowjetunion - die Sozialisation innerhalb der Familie als Teil der „gesellschaftlichen“ Erziehung“ zu begreifen, die mit dem „gesellschaftlichen Wertsystem“ des Staates übereinstimmen müsse.²³

Zumindest auf dem Papier beanspruchte die DDR, „mit der Ausbeutung des Menschen auch die Instrumentalfunktion der Familie“ beseitigt und eine „höhere Form der Familie und ein neues Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern“ geschaffen zu haben.²⁴ Selbst in der Betreuung und Erziehung der Kinder sei „die traditionelle Geschlechtstypik“ abgebaut worden, auch wenn sich an Arbeitstagen eher die Mutter als der Vater für die Kinder zuständig fühlte.²⁵ Tatsächlich gab es in der DDR erheblich mehr Kinderkrippen- und Kindergartenplätze sowie Schulhorte als in der Bundesrepublik. Bereits infolge des Mütter- und Kinderschutzgesetzes von

²¹ A. Mitscherlich, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*, München 1963; München 1996¹⁰, 177. Folge der Vaterlosigkeit, so Mitscherlich weiter, sei die „Verantwortungsscheu oder Verantwortungslosigkeit“ des „klassenlosen Massenmenschen“; ebd., 191 (die Formulierungen bereits in: A. Mitscherlich, *Der unsichtbare Vater*, 189).

²² R. Moeller, *The „Remasculinization“ of Germany in the 1950s*. Introduction, in: *Signs* 24. 1998, 106.

²³ L. Liegle, *Familienerziehung und sozialer Wandel in der UdSSR*, Berlin 1970, 24f. Dementsprechend forderte § 42, Abs. 4 des Familiengesetzes von 1965 die „Eltern sollen bei der Erfüllung ihrer Erziehungsaufgaben und zur Gewährleistung einer einheitlichen Erziehung eng und vertrauensvoll mit der Schule, anderen Erziehungs- und Ausbildungseinrichtungen, mit der Pionierorganisation ‚Ernst Thälmann‘ und der ‚Freien Deutschen Jugend‘ zusammenarbeiten und diese unterstützen.“ Zit. nach: *Ein glückliches Familienleben - Anliegen des Familiengesetzbuches der DDR*, Hg. Kanzlei des Staatsrates der DDR, Berlin 1965, 135.

²⁴ J. Gysi u.a. Hg., *Familienleben in der DDR. Zum Alltag von Familien mit Kindern*, Berlin 1989, 10.

²⁵ Gysi u.a. Hg., *Familienleben*, 192.



1950 errichtete der Staat Kinderkrippen, -tagesstätten und -heime, um Mütter zu entlasten. Zu Beginn der 1970er Jahre kamen auf 1000 Kinder unter drei Jahren gut 300 Krippenplätze und auf 1000 Kinder im Vorschulalter fast 700 Kindergartenplätze. Aufgrund dieses Angebots konnten mehr Frauen einem Beruf nachgehen – bereits in den 1950er Jahren ging die Hälfte der Frauen einer Erwerbsarbeit nach, und zu Beginn der 1970er Jahre war die Frauenerwerbsquote der DDR höher als in allen anderen Industrienationen. Zugleich bot sich die Möglichkeit, mit neuen Vaterrollen zu experimentieren. Im Krankheitsfall eines Kindes etwa war der Arbeitgeber verpflichtet, ein Elternteil von der Arbeit freizustellen. Ausdrücklich hielt der Gesetzgeber fest, daß dies auch der Vater sein könne.

Trotzdem blieb auch in der DDR die Polarisierung der Geschlechterrollen vorherrschend. Im Vordergrund stand „die Lösung der Frauenfrage“, nicht aber „die Emanzipation der Geschlechter“ und die Kritik der hierarchischen Geschlechterordnung. Im Gegensatz zur Diskussion über die berufstätige Frau und Mutter, dem in der Debatte über die Familie eine wichtige Rolle zukam, gab es keinen Bruch mit dem patriarchalischen Vaterbild. Zwar entdeckten auch die DDR-Medien schon in den 1950er und besonders in den 1960er Jahren den „neuen Vater“, ließen jedoch keinen Zweifel daran, daß im Familienalltag die Mutter für die Kinder verantwortlich war, während sich der Vater nur an Sonn- und Feiertagen um die Kinder kümmerte. Dementsprechend spielte der Vater in der Familienpolitik der DDR fast keine Rolle. Er galt vor allem als Arbeitskraft und der Ernährer der Familie. Familienpolitik beschränkte sich auch in der DDR auf „Muttipolitik“. Dort wo der Gesetzgeber wie in § 10 des Familiengesetzes von 1965 forderte, daß beide Ehegatten also auch Männer „ihren Anteil bei der Erziehung und Pflege der Kinder und der Führung des Haushaltes“ tragen sollten, mußte die politische Führung eingestehen, daß es „vielfach am genügenden Verständnis dafür und an der Rücksichtnahme darauf“ fehle, „daß auch der arbeitende Mann Ehemann und Familienvater ist“.²⁶ Trotz dieser Stimmen scheint es in der DDR keine der westdeutschen Diskussion über die „vaterlose Gesellschaft“ vergleichbare Debatte gegeben zu haben. Die frühe DDR-Familiensoziologie spielte innerhalb der ostdeutschen Wissenschaft und Öffentlichkeit eine marginale Rolle, zumal sie sich bis in die frühen 1960er Jahre auf die Kritik der „bürgerlichen“ Familiensoziologie beschränkte.

Das Forschungsvorhaben trägt auch zur Debatte darüber bei, inwiefern die späten 1960er Jahre eine Zäsur innerhalb der westdeutschen Nachkriegsgeschichte bilden. In den späten 1960er und 1970er Jahren entwickelten sich alternative Familienformen, die den Raum boten, mit neuen Formen der Vaterschaft zu experimentieren. Die Grenzen zwischen der Privatsphäre und dem politischen Handeln lösten sich zunehmend auf. Die Auseinandersetzung mit dem autoritären Vater war immer auch eine Kritik an dessen nationalsozialistischer Vergangenheit. Junge Männer und Frauen im Umfeld der Studentenbewegung kritisierten ihre „Naziväter“, deren Verwicklung in die nationalsozialistischen Verbrechen und das ideologische Erbe des „Faschismus“ in der politischen Kultur der Bundesrepublik. „Experiments in communal living, new parenting styles, and a renegotiation of gender relations,“ hat Dagmar Herzog kürzlich argumentiert, „all were elaborated against the backdrop of the perceived legacies of the Nazi past“.²⁷ Auch wenn das Ideal des autoritären Patriarchen bereits vorher in die Krise geraten war, beschleunigte sich seine Auflösung seit den späten 1960er Jahren. Der autoritäre Vater bildete ein Feindbild für die Frauen- und die Männerbewegung, für das Projekt der antiautoritären Erziehung und für die Experimente mit neuen Formen des Zusammenlebens, die an die Stelle der „bürgerlichen“ Familie treten sollten. Während sich die Kritik an der patriarchalischen Familie

²⁶ Das Familienrecht der DDR. Kommentar zum Familiengesetzbuch der Deutschen Demokratischen Republik, Hg. Ministerium der Justiz, Berlin 1973, 53f.

²⁷ D. Herzog, „Pleasure, Sex, and Politics Belong Together.“ Post-Holocaust Memory and the Sexual Revolution in West Germany, in: *Critical Inquiry* 24. 1998, 395.



radikalisierte, pluralisierte sich das normative Vaterbild. Während noch in den 1950er Jahren der ideale Vater der heterosexuelle, zumeist christliche, Kopf einer Kleinfamilie war, gab es nun eine Vielzahl von normativen Vaterrollen, die sich einer eindeutigen moralischen Bewertung entzogen. Die Pluralisierung des Vaterbildes und der Vaterrolle stand zudem in engem Zusammenhang mit der Auflösung der Familie. Bereits nach gut 15 Jahren waren knapp 20% aller 1960 in der Bundesrepublik geschlossenen Ehen geschieden. Viele Kinder aus geschiedenen Ehen wuchsen mit einem Vater auf, der kaum präsent war, oder sie lebten mit einem „Vater“, der nicht ihr leiblicher war.

5. Die Quellengrundlage

Um der Vielschichtigkeit von Vaterschaft gerecht zu werden und die Beziehung zwischen dem staatlichen und rechtlichen Rahmen, den normativen Vaterbildern und der sozialen Praxis von Vätern zu untersuchen, wird sich das Forschungsvorhaben auf diverse Quellen stützen. Dazu zählen parlamentarische Debatten über Familien-, Wohlfahrts- und Sozialpolitik sowie die Akten der Institutionen, die für die Implementation dieser Politik zuständig waren, etwa das Bonner Familienministerium, die Sozialministerien der Länder und die kommunalen Sozial- und Jugendämter. Von Interesse sind zudem Quellen zur Tarifpolitik, insbesondere zu Auseinandersetzungen über die Teilzeitarbeit. Als fruchtbar dürfte sich auch die Untersuchung der wissenschaftlichen Diskussion über Vaterschaft und väterliche Autorität, die Familie und Geschlechterbeziehungen erweisen, an der sich prominente Soziologen wie Schelsky, Gerhard Wurzbacher, René König, Max Horkheimer und Theodor W. Adorno sowie Psychologen wie Alexander Mitscherlich beteiligten. Um die Geschichte der Vaterschaft als sozialer Praxis zu untersuchen, stützt sich das Projekt zudem auf Tagebücher, Briefe, Erinnerungen und Interviews, wobei hier auf Quellen aus bereits abgeschlossenen Oral History Projekten zurückgegriffen werden soll. Weitere Quellen bilden Romane, wie etwa Horst Biernaths „Vater sein dagegen sehr“, Filme, die für ein neues Vaterbild warben, wie etwa „Das doppelte Lottchen (1950)“, „Suchkind 312“ (1955), „Gefangene der Liebe“ (1955), „Anders als du und ich“ (1957), und Fernsehserien, seit 1954 etwa die erste deutsche Fernsehfamilie, die „Schölermanns“, und in den frühen 70er Jahren etwa „Ein Herz und eine Seele“ mit dem autoritären Vater „Ekel-Alfred“ als Anti-Helden, Comics, etwa e.o. plauens „Vater und Sohn“, das Bild des Vaters in der Werbung, und die umfangreiche Beratungsliteratur für Mütter und Väter über die Pflege und Erziehung von Kleinkindern und Kindern.